

Aus dem Pariserleben

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **145 (1866)**

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373294>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

geführt hat.“ Und dies that er mit seiner gewohnten Kühnheit und Lebhaftigkeit, seine Gegner nicht schonend, sondern es ihnen auf gut Tennesseisch gebend.

Und von seinem gesunden Humor zeugen folgende Züge:

Als Johnson Mitglied der Gesetzgebung von Tennessee geworden war, dachte ein aristokratischer Gegner ihn aus der Fassung zu bringen, indem er naserrümpfend die Worte ihm ins Gesicht warf: „Ei, Herr Johnson, es ist ja noch nicht lange her, daß Sie mir ein paar Beinkleider gemacht haben!“ „Nun,“ fragte Johnson trotzig, „waren sie Ihnen etwa nicht gut genug gemacht?“ Diese Worte riefen einen wahren Beifallsturm hervor.

Und später, nach seiner Wahl zum Gouverneur, beschenkte ihn ein hoher Staatsbeamter, der früher Schmid gewesen war, mit einem eleganten Feuerzeug, den er selber verfertigt hatte. „Ich werde mich in gleicher Weise mit ihm abfinden,“ bemerkte der Gouverneur, kaufte vom feinsten schwarzen Tuche, das zu haben war, verschaffte sich vom Schneider des Richters dessen Maß und verfertigte dem Beamten einen Anzug, an dem er jeden Stich selber gethan hatte. Die ganze Arbeit wurde im Amtszimmer des Gouverneurs gemacht und der Anzug saß dem glücklichen Empfänger ganz vortrefflich.

Eine allerliebste Feierlichkeit fand sechs Wochen nach seinem Amtsantritt als Präsident der Republik in Washington statt. Die sogenannten Sonntagschulen feierten das Fest ihres 25jährigen Bestehens und etwa 5000 Schüler und Schülerinnen nebst 700 Lehrern bildeten den Festzug, der vor der Wohnung des Präsidenten vorbei defilirte und ihm endlose Hurrahs brachte, während Tausende von Kinderhänden Blumensträuße in seinen Hut warfen, so daß dieser die dufende Last nicht mehr fassen konnte.

Jetzt ließ Johnson die Kinder einen Kreis um sich schließen und hielt dann, die helle Freude in den Augen, an die jugendliche Versammlung eine Rede, von der wir zum Schluß eine Stelle mittheilen wollen: „Ihr,“ so wandte sich der Präsident an die Kinder der wohlhabenden Eltern, „denen größere Vortheile geboten sind, werdet nicht eitel und geckenhaft, weil Eure Eltern Euch ein klein wenig besser kleiden oder

etwas besser erziehen können; wisset vielmehr, daß Eure Eltern und Lehrer allein Euch nicht zu erziehen vermögen. Ob Eure Angehörigen arm oder reich sind, ob Ihr begabt seid oder nicht — Ihr müßt Euch selbst erziehen! Eltern, Lehrer und sonstige Vorzüge, deren Ihr Euch erfreut, sind nichts als die in Eure Hand gegebenen Mittel, mit denen Ihr Euch selbst die Bahn durchs Leben ebnet müßt . . . Es muß Euer Stolz sein, Eure weniger begünstigten Kameraden zu Euch emporzuziehen . . . Meine Ueberzeugung war stets, daß die große Masse unsers amerikanischen Volkes emporgehoben werden kann. Und wenn dieses Ziel erreicht ist, alsdann werden wir die größte und erhabenste Nation dieser Erde sein“ . . .

Dies ist der neue Präsident der großen amerikanischen Republik. Es konnte nicht fehlen, daß seine Feinde ihn höhnen, sich über den Schneidergesellen lustig machen, ihn als Trunkenbold darstellen und anderes mehr. Wir aber sagen: Wohl der Nation, die solche Schneidergesellen und solche Trunkenbolde hat.

Aus dem Pariserleben.

I.

Ein junger Mann aus vornehmer Familie verliebte sich in ein sehr junges, hübsches Mädchen und heiratete es. Eine Zeit lang war alles Freude und Herrlichkeit, da führte die Schlange Eva in Versuchung. Die junge Frau verliebte sich in einen Freund ihres Mannes und zeigte dies auch unverhohlen ihrem unglücklichen Gemahl. Dieser liebte die Untreue trotzdem immer noch, wollte aber ihrem Glücke nicht im Wege stehen und willigte deshalb in eine Scheidung, damit sie den angebeteten Freund heiraten könne. Er selbst gieng gleich nach der Scheidung längere Zeit auf Reisen und die Dame vermählte sich mit dem Freunde. Aber was geschah? Derselbe wurde aus einem aufmerksamen Liebhaber ein ziemlich gleichgültiger Ehemann und Madame fühlte sich sehr bald grausam enttäuscht. Da kam ihr früherer Gatte von seinen Reisen zurück. Er begegnete seiner ehemaligen Frau in Gesellschaft und sie machte die Bemerkung, wie sehr die gebräunte Gesichtsfarbe, der dunkle Bart ihn zu seinem Vortheil verändert habe, wie in-

teressant er zu erzählen wisse, kurz, wie bedeutend er sich neben ihrem Manne ausnehme. Er hingegen fand sie wenigstens noch hübscher als ehedem und die erloschen geglaubte Liebe loberte von Neuem in seinem Herzen auf. Diese Liebe wurde von der Dame bald in vollem Maße erwiedert. Ihr Mann hatte nichts gegen eine Trennung einzuwenden; sie wurde abermals geschieden und heiratete nun wieder ihren ersten Gatten. Eines Tages, als sie schwärmerisch über ihr Glück phantasirte, sagte ihr Gemahl lächelnd: „Aber, liebes Kind, wenn du dich jetzt so glücklich fühlst, warum wußtest du dies Glück nicht zu schätzen, als du es schon einmal besahest?“

II.

Wo das alltägliche Leben schon so Buntet bietet, wie muß es erst auf den „Brettern, welche die Welt bedeuten,“ hergehen. Wirklich erstaunlich ist es aber auch, wie weit man es in der Kunst, den genussüchtigen Parisern immer wieder Neues zu bieten, gebracht hat. So kommen denn in dem Theaterstück, betitelt „die Esels-haut“, unter anderm folgende Szenen vor. Die komische Person des Stückes geht an einen Rosenstock, um sich eine verbotene Rose zu pflücken. Die Dornen packen sein Kleid und im Nu steht der Mann im bloßen Hemde, das mit großen rothen Buchstaben C. K. gezeichnet ist, vor dem Publikum da. Gleich erscheint auch seine Geliebte und ihr geht es ebenso, d. h. ihr bleibt noch das Korset und die kurze, bis ans Knie reichende Krinoline. Einem andern begegnet noch schlimmerer Teufelspuck. Er will in sein Haus gehen, tritt in die Thüre, das Haus verschiebt sich und er befindet sich immer wieder auf der Straße. Kleine Männchen kommen mit einer Spritze und bespritzen ihn mit — brennenden Raketen. Aus allen Ecken streckt sich ein riesiger Fuß und giebt ihm einen Tritt. Er setzt sich auf eine Nasenbank und befindet sich plötzlich in dem Rachen eines Ungeheuers, das die Zähne über ihm zusammenschlägt. Endlich erscheint ein Elefant in Lebensgröße. Mit diesem nimmt er den Kampf auf, denn dieser Elefant ist nur ein mit Luft gefüllter Ballon in täuschend nachgeahmter Thiergestalt. Er ringt mit diesem Elefanten auf der Bühne; bald liegt er auf dem Elefanten, bald dieser auf ihm; endlich

schleppt er ihn hinaus, kommt athemlos wieder und ruft: Man glaubt nicht, was das für ein Stück Arbeit ist, einen Elefanten mit der Faust zu tödten. Im gleichen Stück kommt auch ein großes Aquarium vor, das in wunderbarer Farbenpracht das Leben des Meeres darstellt. Der Held des Stückes erscheint plötzlich auf dem Grunde des Meeres. Zu seinen Füßen liegen große Perlmutter-Muscheln: sie öffnen sich und reizende Mädchen liegen gleich Aустern darin; andere schwimmen von allen Seiten herbei, dazwischen Fische und Meerungeheuer, ja zum Schlusse bevölkert sich selbst die Luft über dem Wasser; ein dünner, durchsichtiger, vom Sonnenlicht durchwirkter Nebel, mit reizenden Frauengestalten, die man anfangs für Gemälde hält, die aber alle aus lebenden, in Flugmaschinen hangenden Wesen bestehen. Diese Darstellung ist so wundervoll, daß selbst das verwöhnte Pariser Publikum in Jubel ausbricht. Das Auge aber, wenn der Vorhang fällt, ist so matt und todte von all dem Sehen, daß der Schluß der Vorstellung eine Wohlthat wird.

III.

Als die Kaiserin eines Abends im letzten Winter der italienischen Oper bewohnte, erschien in einer der kaiserlichen nahe gelegenen Loge eine sehr elegante Dame, welche als eine fremde, halb orientalische Erscheinung, besonders ihrer eigenthümlich geformten, wie Tausende von Sternen glänzenden Diamantohrenringe wegen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. In einem Zwischenakte verließ sie ihr Gatte; kurz nachher ertönte ein leises Klopfen an ihrer Logenthüre und es trat ein vornehm aussehender Herr mit dem Ersuchen an sie ein, sie möge ihm einen Ohrenring geben, da die Kaiserin selben befehlen möchte, in deren hohem Auftrage er eben erscheine. Die Dame, hierüber angenehm überrascht, willfahrte dieser Bitte, theilte aber diesen Vorfall ihrem bald darauf rückkehrenden Gatten mit. Derselbe jedoch, mißtrauischer als seine Gattin, erkundigte sich bei einem Herrn des Hofes, ob die Sache sich so verhalte, und erfuhr, daß seiner Frau ein Gaunerstreich gespielt worden war. Des andern Tages verfügte er sich zur Polizei, um die Anzeige hierüber zu machen, — während dessen Abwesenheit von dem Gast-

hof, in welchem er wohnte, erschien ein als Beamter der Sicherheitsbehörde sich ausgebender Herr bei seiner Gattin und überreichte ihr ein Schreiben des Polizeipräsidenten, worin sie aufgefordert wurde, den andern Ohrenring ihm zur Erleichterung der Nachforschung nach dem abhanden gekommenen zu übergeben. Die Dame nahm keinen Anstand, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und der Spitzbube — gestern ein äußerst vornehmer Herr, heute ein gestrenger Polizeibeamter — hatte nun ein Paar der prachtvollsten und werthvollsten Ohrenringe, die es nur giebt.

Neuer Versuch, dem Baron J. Rothschild in Paris Geld abzuzapfen.

Es giebt immer noch eine Menge Leute, welche glauben, Hr. Rothschild habe etwas zu viel Geld und sie selbst zu wenig, daher sie auf alle möglichen Mittel denken, die Sache mehr ins Gleichgewicht zu bringen. Unter diesen Mitteln kamen sogar nicht selten schon Todesdrohungen vor, sofern der Hr. Baron nicht innert einer ihm anberaumten Zeit eine gewisse Summe an einen ihm bezeichneten Ort liefere, aber alles ohne Erfolg.

Siehe, da kommt einem dieser Glücksritter plötzlich der Gedanke: wie, wenn ich dem Herrn Baron, statt ihm das Leben zu nehmen, es vielmehr gäbe, d. h. verspräche, es ihm auf lange Jahre zu verlängern, das müßte gewiß von guter Wirkung sein. Gesagt, gethan. Er schrieb an ihn, daß er für die Kleinigkeit von 50,000 Fr. ihm zeigen würde, wie er das Alter von 150 Jahren erreichen könne. Des Barons Antwort war folgende: Mein Herr! Oftmals ist es mir vorgekommen, daß ich mit dem Tode bedroht wurde, wenn ich nicht eine Summe Geldes hergäbe. Sie sind fürwahr der Erste, welcher Geld von mir verlangt, um mein Leben zu verlängern. Ihr Vorschlag ist ohne Zweifel bei weitem besser und menschlicher. Aber meine Religion lehrt mich, daß wir alle unter Gottes Hand stehen, und ich will nichts thun, mich dem ewigen Beschluß zu entziehen. Meine Weigerung indessen soll in keiner Weise Ihre Entdeckung antasten, denn Sie werden, so hoffe ich, doch selbst davon profitieren. Bedauernd, daß ich

Ihrem Vorschlage nicht beitreten kann, wünsche ich Ihnen aufrichtig Glück zu den 150 Jahren, welche Sie berufen sind, in dieser Welt noch zu leben. Genehmigen Sie etc.

J. de Rothschild.

Wenige Worte.

„Kellner,“ sagte ein Reisender, „ich bin kein Freund von vielen Worten, deshalb geben Sie Acht auf das, was ich verlange, und besorgen Sie es mir schnell und pünktlich.“

„Ganz wohl, mein Herr,“ entgegnete der Kellner.

„Zuerst bringen Sie mir ein Glas kaltes Wasser, ein Glas Rum, etwas Zucker und einen Theelöffel; — wischen Sie den Tisch ab, lassen Sie Feuer anmachen; bringen Sie mir zwei Lichter, Federn, Tinte, Papier, Siegellack; sagen Sie dem Hausknecht, daß er für mein Pferd Sorge, es abreiben, seine Füße putzen und es mir anzeigen soll, wenn es fressen kann. Bestellen Sie dem Hausmädchen, daß sie mir das Bett rein überzieht, die Ueberzüge vorher gut lüftet und ein Glas frisches Wasser vor das Bett setzt. Bringen Sie dem Hausknecht meine Stiefeln und besorgen Sie mir ein Paar Pantoffeln, damit ich nach dem Stalle gehen kann. Die Stiefel soll mir der Hausknecht noch heute Abend wieder auf mein Zimmer bringen und mich morgen früh um fünf Uhr wecken. Fragen Sie die Wirthin, was ich zum Abendessen bekommen kann, und sagen Sie ihr, ich hätte gern eine gebratene Ente oder etwas Aehnliches. Bitten Sie auch den Wirth, daß er zu mir kommen möchte, weil ich auch noch ein paar Worte an ihn zu richten hätte.“

Am Brienzersee.

(S. nebenstehendes Bild.)

Zu den schönsten Gegenden der Schweiz gehört bekanntlich das Berner Oberland und eine Perle desselben ist der Brienzersee mit seiner Umgebung. Nachdem es durch die sogenannten Vergnügungs-Eisenbahnfahrten möglich geworden, um verhältnißmäßig wenige Franken und in einem Tage die schönsten Stellen unsers Vaterlandes besuchen zu können, mag es wohl man-